



Grand Ferdinand. Am Ring in Wien: Luster von Lobmeyr, Stühle von Thonet.

Eleganz für alle. Die Spiegel von Gubi runden das Bild ab.



Unkonventionell. Schlafkojen wie im Hostel im eleganten Ambiente.



Der Gestalter als Gastgeber

Die Hotels in Wien sind auch nicht mehr das, was sie einmal waren. Dafür bedanken sich die Gäste bei den Designern, die von sich selbst manchmal behaupten, dass sie gar keine sind.

Text: Norbert Philipp

Konventionen - die kann man als Designer durchaus biegen, beugen und verrenken. Die Grundrisse der Hotelzimmer sind da schon ein bisschen starrer, schließlich besagt die Formel, an deren Ende die Renditen stehen sollen, dass schon einige von ihnen effizient auf mehrere Stockwerke verteilt werden sollten. Damit das Konzept so aufgeht, wie es sich die Hotelbetreiber so schön von den Hotelconsultants haben ausrechnen lassen. Doch inzwischen sperren in Wien Hotels auf, die ein bisschen unberechenbarer sind, die überhaupt keine Stockwerke brauchen außer das Erdgeschoß, deren Gänge das Wiener Straßennetz sind und deren Rezeption ein Kaffeehaus ist. Oder auch ein Hotel, das sein Gäste schon empfängt, bevor man noch ankommt. Oder etwa eines, das frech die Devise „Eleganz für alle“ ausgerufen hat.

Hauptsache schön. Auf alle Fälle „Grand“ sollte es sein, erzählt Hotelier Florian Weitzer. Viel mehr Vorgaben wollte er seinem neuen Konzept nicht auferlegen. Schließlich entwickelt sich die Ausgestaltung, wie er sagt, im Prozess manchmal recht instinktiv, dafür meist instinktiv richtig. Das Hotel Grand Ferdinand liegt an der Wiener Ringstraße - also viel kleiner als Grand hätte es schon nicht werden dürfen. Die Aufgabe war: Einer Immobilie, die aus den 1950er-Jahren stammt und deren architektonischer Wert nur für Experten lesbar ist, etwas abzurufen, was man kaum enger definieren kann als die Idee von Schönheit.

Denn genau an diesem höheren Stilideal sollen die Gäste teilhaben, meint Florian Weitzer. Jene, deren Ansprüche erst in Suiten genügend Platz finden genauso, wie jene, die auch einmal gern um rund 1300 Euro günstiger die Nacht im Sechsbettzimmer verbringen, mit Menschen, die sie manchmal am Waschbecken zum ersten Mal sehen. Doch dort glänzt die Holzvertäfelung auch nicht weniger elegant.

Wenn Florian Weitzer seinen gestalterischen Instinkt walten lässt, dann ist das fast schon ein ästhetisches Versprechen. „Aber ich bin kein Designer“, sagt er, „ich bin einfach dafür verantwortlich, dass es so aussieht, wie es aussieht.“ Für die Muster der Fliesen genauso wie für die Wandvertäfelung, dafür, dass sich die ausgesuchten Möbel überall in das stilichere, elegante Hintergrundrauschen einfügen. Im Grand Ferdinand hängen Luster von Lobmeyr und stehen mindestens 140 Thonet-Stühle. Auf den Tisch kommen Champagnergläser von Zwiesel. „Inzwischen trinken hier Menschen auch Champagner, nur weil ihnen das Glas so gut gefällt“, erzählt der Ko-Geschäftsführer Michael Pfaller.

Die Schlafkojen des Sechsbettzimmers wirken so, als hätte der altehrwürdige Orient-Express seine elegantesten Wagen im ersten Stock am Ring abgekoppelt. Im Restaurant im Erdgeschoß dringen Wien, Licht und Wärme durch die großen Scheiben. Die Bananenstauden freuen sich. „Sie gedeihen gut“, sagt Michael Pfaller. Und hier gedeiht auch die Idee, Eleganz etwas lockerer zu nehmen. Die Menschen an der Rezeption verschanzen sich nicht hinter klobigen, unnahbaren Tresen, hier begrüßen und empfangen nicht nur freundliche Gesichter, sondern auch die

„Wir wollen, dass alle an dem teilhaben können, was wir unter Schönheit verstehen.“

Fotos: Belegzeit



Hotel Schani. Gleich beim Hauptbahnhof sagen Pflanzen willkommen.



Zusammen. Sitzen, arbeiten, frühstücken - die Gäste sind Teil des Designs.

Hochbett. Die Zimmer sind lockere Rückzugsräume, aber auch Meeting-Raum.

Designelemente - in Form von locker positionierten Pulten. Die Grundrisse wollten Weitzer und Pfaller nicht mit aufgepfropften Themen füllen, nicht mit inszenierten Settings, sondern mit einer gestalterischen Universalie von Schönheit.

Identitätsfrage. Der Wiener Hauptbahnhof müsste nicht unbedingt der Hauptbahnhof Wiens sein. Ein Infrastrukturgebäude, das auch architektonisch schnell klarmacht, dass es nichts anderes will außer abwickeln: die Menschen, die auf Reisen gehen. Dahinter wächst ein Stadtviertel, das ähnlich gesichtslos geraten könnte, würden nicht ein paar Fassaden jetzt schon eines klarmachen: dass dieser Hauptbahnhof nebenan eigentlich nur der Wiener sein kann. Denn das Hotel Schani versucht, ein wenig unverwechselbarer zu sein, weil es auch brav den Hotelconsultants zugehört hat - die geduldig repetieren: „Lasst den Gast spü- »



Café Reception.
 Graffiti bitte lassen!
 Auch so gehen
 Gestalter an ihre
 Aufgabe heran.



Grätzlhotel. Das
 alte Lampenge-
 schäft lebt in der
 Gestaltung der
 Zimmer weiter.

Rückzug. Wie viel Stadt man ins Erdge-
 schoß hereinlässt, entscheidet man selbst.

» ren, dass er in Wien aufwacht.“ Das Schani begrüßt schon mit wienerischer Geste: Das „Wiener Geflecht“ des berühmten Thonet-Kaffeehausstuhls überzieht die Fassade. „Die Fassade war uns sehr wichtig, schließlich ist sie auch die größte Werbefläche für ein Hotel“, sagt Architekt Gabriel Kacerovsky vom Architekturbüro Archisphere. Im Inneren verrät am augenscheinlichsten der illustrierte Stadtplan an den Zimmerwänden, welcher Bahnhof das da draußen wohl ist. Im Hotel und seinem Design sind kleine Hinweise und Einladungen eingestreut, Wien abseits von Riesenrad- und Sisi-Klischees zu entdecken. Etwa auch durchaus über den Umweg der Wiener Hochquellwasserleitung. Doch das Hotel Schani ist auch mit einem ganz anderen Content befüllt: Coworking ist das Thema. Dafür gibt es eigene Bereiche, Facilities und technische Unterstützung. Und im Grunde, befindet Kacerovsky, sei Coworking ja ein durchaus wienerisches Thema. Schließlich ist das Kaffeehaus der traditionelle Coworking-Space, den

„Wir wollten
 gestalterisch auch die
 Spuren freilegen, die
 wir hier vorfanden.“

man gar nicht erst so benennen muss. Niederschwellig will man sich geben im Hotel Schani. „Deshalb gibt es auch keinen Doorman“, sagt Kacerovsky. Denn das wäre ja schon die erste Schwelle. Und auch die Architektur der Rezeption ist so angelegt, dass man erst gar nicht weiß, ob man hier eher den Großen Braunen bestellt oder den Zimmerschlüssel verlangen darf. Dabei könnte man sich per App schon vorab bedienen lassen: Ein Code kommt aufs Handy und man kann beim Ankommen die Rezeption sogar auslassen, außer man will einen Großen Braunen trinken natürlich.

Das passende Zimmer zum Code hat man sich bestenfalls auch bereits im Vorfeld ausgesucht, so, als wäre ein Flugzeugsitz, die Lage, das Stockwerk, die Ausrichtung - alles wählbar. Das passt zum Konzept, dass hier Design auch als Service-Design verstanden wird. Und auch in den Zimmer kann das Coworking-Prinzip gelebt werden, Platz für Meetings ist allemal. Aber auf das wichtigste Element der Gestaltung haben die Designer nur indirekt Einfluss: „Die Gäste selbst sind essenzieller Teil des Designs“, sagt Kacerovsky.

Im Erdgeschoß. Wien spüren - das kann man auch gut in den meisten Zimmern des Grätzlhotels. Schließlich liegen sie dort, wo einem die Stadt am nächsten kommt - im Erdgeschoß, verteilt auf drei Bezirke, den zweiten, beim Karmelitermarkt, den vierten, beim Belvedere, und den zwölften, am Meidlingermarkt. Für die Zimmer nahe der Märkte übernahm das Büro BWM Architekten die Gestaltung, ideenführend dabei war Architekt Markus Kaplan. Um in diese Hotelzimmer zu kommen, muss man keine Lobbys durchschreiten und nicht erst Chipkarten gegen Aufzugwände halten. Stadt und Zimmer trennen nur verschieden dichte Vorhänge, wenn man will. Und gut schallisoliertes Glas. Wienerisch sein, das bedeutet hier, den Spuren „fast archäologisch“, wie Markus Kaplan sagt, gestalterisch nachzugehen. Ein Zimmer empfängt die Gäste etwa heute dort, wo früher ein Lampengeschäft war. Die Lampenschirme wanderten in den Keller, bis die Gestalter sie wieder holten, um aus ihnen Lusterarrangements zu kreieren. „Und man muss sagen, es waren wirklich ein paar scheußliche Schirme dabei. Aber die Summe aus ihnen ist wirklich cool geraten“, sagt Kaplan.

Auch das Café Reception, ein Kaffeehaus, das gleichzeitig erste Anlaufstelle für die Hotelgäste der umliegenden Zimmer im Grätzl ist, verleugnet seine Vergangenheit nicht. „Hier steht noch der alte Hobeltisch. Oder der alte Tresor“, erzählt Kaplan. Sie waren immer schon da. Der Rest wurde bestückt mit restaurierten Stühlen, die auch noch nie aus dem Bezirk rausgekommen sind, dazwischen ein paar selbst entworfene Mobiliar-Ergänzungen. „Wir haben versucht zu antizipieren, wie ein Gast Wien wahrnehmen kann“, sagt Kaplan, „aber eben von einer lässigen Seite.“ Großformatige Fotos von Sacherwürsteln mit Retrofiltern drüber, das wollte er keinesfalls. Denn das viel bemühte Authentisch-Sein war auch hier oberster Anspruch. Da gehörte es auch dazu, die Beteiligten zu überzeugen, ganz offensichtliche Spuren, die man fand, nicht gleich zu verwischen: etwa auch die Graffiti und Tags an der Hausfassade. Sie stehen noch heute dort. ☆